

## Bete und Arbeit

Ekkehard Meffert: **Die Zisterzienser und Bernhard von Clairvaux**, Verlag Engel & Co, Stuttgart 2010, 356 Seiten, 54 EUR.

1998, zur neunhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Zisterzienserordens brachte DIE DREI das außerordentlich interessante Doppelheft mit dem Thema *Die Orden: ora et labora* (7-8/1998) heraus. Von Ekkehard Meffert stammen darin zwei größere Aufsätze: Über die Entstehung und Entwicklung wichtiger Mönchsorden in Europa und zur spirituellen Bedeutung des Zisterzienserordens für die Verchristlichung Europas.

Sein von Vielen lang ersehntes, nun vorliegendes Buch hat für die Einbandgestaltung als Motiv ein Glasbild aus dem Bernhard-Zyklus im Kreuzgang des untergegangenen Zisterzienserinnen-Klosters St. Apern in Köln (um 1525). Es zeigt den hochadligen Bernhard von Clairvaux, der Handarbeit ungewohnt, vor dem Bildnis der Madonna kniend, während seine Glaubensbrüder die Ernte der Erde einbringen. Damit ist der Kern des Buchprogramms angeben: Ora et labora – bete und arbeite – die Devise, die, von den Benediktinern kommand, auch für die Zisterzienser richtungweisend war. Ekkehard Meffert nimmt seine Leser mit durch die Geschichte des christlichen Mönchtums. Angefangen bei den Eremiten im Osten geht er ausführlich ein auf die Bewegung der westlichen, iro-schottischen Mönche, die neben der römischen Kirche ihre eigene, vom keltischen Geist inspirierte, naturverbundene Spiritualität auf den europäischen Kontinent brachten. Wer je in Irland und Schottland die Stätten ihres Wirkens besuchte, wird die besondere Stimmung des Webens von Wolken, Luft und Licht nie vergessen. Diese Stimmung wird im Buch hereingerufen durch das reichhaltige Bildmaterial, wie im Übrigen alle weiteren Kapitel mit ungeheurer Sorgfalt dokumentiert wurden.

Mit der Gründung des Augustinerordens (Augustin 354-430 n. Chr.) wird die Rhythmisierung der Zeit und die Strukturierung des Tagesablaufs zur Grundlage einer Lebensge-

meinschaft von Menschen, die das Bedürfnis empfinden, sich aus dem Getriebe der Welt herauszulösen. »Die Augustinerregel wurde zur weitest verbreiteten des Abendlandes, da sie weiten Ausgestaltungsraum ließ und keine Ortsbindung vorsah. So leben nach der Regel des Hl. Augustin viele Chorherrengemeinschaften (11./12. Jahrhundert), die Kanonikerstifte der Städte und Kathedralen, der Prämonstratenserorden (gegr. 1120), der Antoniterorden (gegr. 1095), die Augustiner-Eremiten (1244), die Dominikaner (13. Jahrhundert) und vor allem die auf räumliche Beweglichkeit angewiesene Ritterorden, wie die Templer (gegr. 1128), Johanniter (gegr. 1120) und Deutschritter (gegr. 1189). Insgesamt sind es am Ende des Mittelalters 34 Ordensgemeinschaften, die nach der Augustinerregel leben.« In einer übersichtlichen graphischen Darstellung fasst Meffert die Entwicklung der Vielfalt der Orden zusammen. Mit den Benediktinern (Gründung durch Benediktus von Nursia auf dem Monte Cassino zwischen Rom und Neapel im Jahre 529 n. Chr.) kommt zu der Strukturierung der Zeit deutlich ein neues Element in das mönchische Gemeinschaftsleben: Die Kultivierung der Erde und dadurch die Ordnung des Raumes. Gebet, Meditation, Studium (*vita contemplativa*) bilden den Quellgrund für das tätige Leben (*vita activa*); umgekehrt gibt die tägliche Arbeit die Existenzgrundlage ab für die Klostersgemeinschaft, die von nun an viel stärker an einen bestimmten Ort gebunden ist. Nach der Behandlung des Cluniazenserordens als Erneuerungsbewegung (gegr. 910 n. Chr. in Cluny/Burgund) und einem Exkurs zum Aufkommen der städtischen Bettelorden wendet sich Meffert dem zentralen Thema seines Buches zu: Der Entstehungsgeschichte der Zisterzienser als Reformbewegung (1098), die den Ausgangspunkt der Benediktiner verbindet mit dem Geist der Naturverbundenheit des westlichen Mönchtums. Eindrucksvoll wird auf die sakrale Geographie der burgundischen Gegend um Alesia, dem einstmaligen keltischen Mysterienzentrum eingegangen, das eine Art Kraftpunkt bildet für die ersten Zisterzienserklöster: Cîteaux (Cisterciens) und die vier Primarklöster La Ferté, Pon-

tigny, Clairvaux und Morimond, die sich wie eine Perlenschnur um Alesia legen.

Die Gründergestalten – unter ihnen als die wichtigsten: Stephan Harding und Bernhard von Clairvaux, dessen Name unverbrüchlich verbunden bleiben wird mit der raschen Ausdehnung des Ordens – werden ausführlich besprochen. Wer die früher erschienenen Werke von Ekkehard Meffert über Carl Gustav Carus, Nikolaus von Kues und Mathilde Scholl kennt, wird ermessen können, mit welcher Einfühlsamkeit er auch hier auf Bernhard von Clairvaux eingeht. Dabei werden die Andeutungen Rudolf Steiners über die ungeheure Hingabe dieser großen Persönlichkeit an die geistige Welt als Verständnishilfe für seine Wirksamkeit im Zisterzienserorden, als Inspirator des Papstes, als wortgewaltiger Prediger (Aufruf zum 2. Kreuzzug!) und als Verfasser der Satzungen des Templerordens (Troyes, 1128) behandelt.

Die explosionsartige Ausdehnung des Zisterzienserordens mit Hunderten von Zisterzienserklöstern in Europa, also auch in Deutschland, wäre ohne Bernhard nicht denkbar. Nach der Beschreibung der Filiationslinien der fünf Mutterklöster in Burgund kommt Meffert zur Darstellung des Lebens in einem Zisterzienserkloster: Lage, Architektur, Tagesablauf werden anhand von vielen Beispielen (mit Photos und Skizzen) erörtert, ihre Rolle im Zusammenhang mit der entstehenden städtischen Kultur beschrieben. Keine Mühe wird gescheut, sowohl die irdischen Aspekte ihres Lebens als auch die geistigen Hintergründe ihres Wirkens aus anthroposophischer Sicht zu beleuchten. Ein solches Unterfangen dürfte einmalig sein und bleiben. Es ist Ekkehard Mefferts Lebenswerk, vollendet in seinem 70. Lebensjahr.

In seiner Einleitung spricht er von dem (unbewussten) Zug vieler Zeitgenossen, die besondere Atmosphäre und die Kraft, die den Orten des Zisterzienserwirkens heute noch innewohnen, aufzusuchen. In den kommenden Jahren werden viele Klöster ihrer Gründung vor 900 Jahren gedenken. Mit Mefferts Buch wird man gerüstet sein, wenn man einen solchen Ort, wo auch immer in Europa, besucht. Aber auch wer sich zu Hause auf dieses geistige Abenteuer

einlässt, wird sich informiert wissen und erfüllt sein von der Bedeutung dieses Impulses der Durchchristung Europas, auch für die heutige Zeit und für die eigene Tätigkeit. *Ora et labora*: bete, als ob alles von der geistigen Welt abhinge und arbeite, als ob alles von dir abhinge.

*Christiaan Struelens*

## Alice

JUDITH HERMANN: **Alice**, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2009, 192 Seiten, 18,95 EUR.

Wieder ist ein Buch von Judith Hermann erschienen, das dritte inzwischen. Wie ihre ersten beiden Bücher *Sommerhaus, später* (1998) und *Nichts als Gespenster* (2003) erzählt auch dieses vom Leben und von der Liebe. Doch in den fünf Geschichten von *Alice* kommen der Tod und das Sterben ins Spiel.

Judith Hermann schreibt über die Zeiten des Übergangs und die vertikalen Einschnitte im Leben eines Menschen, die in die Tiefen der Zeit und damit zu schicksalhaften Begegnungen führen. Mit einem ausgeprägten Sinn für Gebärden und Gesten verleiht die Schriftstellerin ihren Momentaufnahmen Dasein und Dauer. Sie beschreibt das Abwesende, kreist um eine imaginäre Mitte, die von Kräften eines noch unbestimmten Umkreises in der Schwebelage und damit im Gleichgewicht gehalten werden. Wenn die Zeit plötzlich stille steht und das alltägliche Dasein aufhört zu sein, kann die Abwesenheit eines vertrauten Menschen schmerzen wie eine offene Wunde. Der lautlose Abschied ist ihr Thema.

Fünf Menschen gehen fort. In der ersten Geschichte geht es um Micha, der nicht sterben kann, und um zwei Frauen, die von ihm Abschied nehmen. Eine davon ist Maja, seine Ehefrau, die zweite heißt Alice. Direkte Kommunikation wird vermieden. Stillschweigen verbindet die beiden Frauen, deren Blicke sich manchmal in einem Spiegel oder einer Fensterscheibe begegnen, wie durch Zufall. Kurze, knappe Sätze, scheinbar ohne Bedeutung, schaffen einen Raum, in dem das Unausgesprochene wächst und ahnungsvolle Spannung erzeugt, die den Leser mitnimmt.

Micha, Conrad und Richard sterben unverhofft. Malte nimmt sich das Leben. Raymonds Tod bleibt ungeklärt. Sie verschwinden einfach, lassen nur Dinge wie Bücher, Kleidung oder ein Auto zurück. Keine Rituale des Abschiednehmens. Niemand hat mit dem Tod gerechnet. Zwischen den Zeilen spricht die zunehmende Isolation des Menschen. Bodenlose Einsamkeit im Getümmel einer Großstadt.

In ihren fünf Geschichten beschreibt Judith Hermann das Abwesende. Sie folgt dem Sog des Erinnerns, der immer auch Ahnungen heraufbeschwört und den Momentaufnahmen Dauer, den Sterbenden Würde verleiht. Sie vermeidet es, Trauer und Schmerz zu benennen. Beides verwandelt sich im Prozess des Schreibens. Doch ihre Sätze sind zerstückelt, in Segmente geteilt, als könne das erzählende Ich die Wahrheit nur in kleinen Dosierungen ertragen. Erschreckend nimmt es den Mangel an Aufmerksamkeit und Interesse am anderen Menschen wahr.

Judith Hermann zeichnet Momentaufnahmen. Alice ist die stille Beobachterin in den fünf Geschichten. Mit seismographischem Gespür nimmt sie Stimmungen, kaum wahrnehmbare Veränderungen im Alltag einer Großstadt, das lautlose Verschwinden von Freunden ohne rituelle Übergänge wahr. Wie auf einer zweiten Spur des Bewusstseins verbindet und verknüpft sie Gedanken, Personen und Dinge zu losen Netzwerken. Nüchtern. Verobjektivierend.

Alice, die Leitfigur der Erzählungen, sei von der Kritik missverstanden worden, sagt die Schriftstellerin. Sie sei gefühlkalt und unfähig zur Trauer. Das habe sie sehr getroffen, denn auf der künstlerischen Ebene wäre die Schriftstellerin gern wie Alice, gesteht sie in einem Interview. Kein Wunder also, dass alle fünf Geschichten autobiographisch gefärbt sind, denn die Schriftstellerin musste in den vergangenen Jahren von einigen Menschen Abschied nehmen.

Judith Hermann gibt mit ihrer ganz eigenen Erzählkunst gescheiterten Menschen am Rande der Gesellschaft noch im Sterben ihre Würde zurück. Nüchtern und mitfühlend zugleich. Künstlerisch überzeugend durch die Wahrnehmung einer ganz neuen Dimension von zwi-

schenmenschlichen Beziehungen in einer sich anbahnenden Zeit.

Karin Haferland

## Facetten des Nichts

WALTER KAPPACHER: **Der Fliegenpalast**, Residenz Verlag, Salzburg 2009, 176 Seiten, 17,90 EUR.

In einer Zeit, in der immer mehr von »Entschleunigung« die Rede ist, erscheint dieser stille kleine Roman. Wer kennt seinen Autor Walter Kappacher? Jetzt gelang ihm der große Wurf: *Der Fliegenpalast*, der sich mit zehn Tagen im Leben von Hugo von Hofmannsthal beschäftigt; Tage, über die nur wenig aus seiner Biographie bekannt ist.

Wie es Kappacher gelingt, das vorzeitige Altern des kaum 50-jährigen H. erleben zu lassen! Er ist ein Meister der indirekten Mitteilung. Ein paar Andeutungen, und der Leser ist, im wahrsten Sinne, im Bilde: In der schweren Zeit nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie ... Es ist 1924; er erfährt es anhand des Kafka-Todesjahrs.

Auch das Hässliche nimmt Kappacher nicht aus. Seine Sprache ist so einfach, so nah, dass man beim Lesen des Satzes: »Mitten in dem Band ... klebte ein zerdrücktes Insekt« wirklichen Ekel verspürt. H. lässt sich »an der sicheren Hand des Autors« in sein Buch hineinführen, und genau das erlebt jetzt auch Kappachers Leser.

Der Autor macht die beginnende Vergesslichkeit des alternden Dichters zum Leseerlebnis. Dieser hofft, hier oben in Bad Fusch den *Turm* zu vollenden, doch seine Phantasie versagt. So muss er die Zeit ausfüllen mit Notizen und Exzerpten, in der Hoffnung auf Inspiration durch Bücher von anderen. Und wie ihn der Duft einer Orangenschale nach Syrakus versetzt, so auch den Leser. H.s wirkliches Alter erfährt er erst spät; lange vermutet er, es ginge um einen mindestens 70-Jährigen.

Immer hatte der Dichter Leben mit Arbeiten gleichgesetzt. Und nun hat er Mühe, seinen eigenen Ton zu finden! Er erleidet einen Zusammenbruch, ein Dr. Krakauer aus Wien steht ihm bei. Mit diesem jungen Arzt (fiktive Ge-

stalt) möchte er sprechen, redet mit ihm in Gedanken. Er ist menschenscheu geworden. Berühmt, hat er selbst an diesem entlegenen Ort Angst vor den allzu Vielen ... Ihm aber könnte er es sagen: wie es ist, über Schwellen zu treten ... – Es waren 1924 nur noch fünf Jahre bis zu Hofmannsthals Tod.

In H.s Gedanken und Briefen treten die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller heran. Meisterhaft verbindet Kappacher die vielen Ebenen des Buches: oben im Gebirge, unten in der Welt, damals und jetzt, innen und außen, Wirklichkeit und Fiktion.

In den kurzen realen Gesprächen mit Krakauer geht es um das Zurückkehren. H. fühlt sich wie nach einem Weltuntergang, bei dem er verschüttet wurde; nicht äußerlich wie ein Soldat, sondern innerlich ... Das, erkennt er, ist die Ursache für sein Nichtarbeitenkönnen. Zudem zeigen ihm Jüngere seine Grenzen. Robert Walsers Satz: »Wann ging die feine Stäubung des Schmetterlings in mir verloren?« erschüttert ihn zutiefst. Und er weiß: »Alles ... hängt daran, dass wir den wahren Sinn der Wörter immer wieder neu bedenken.«

Dieses Buch ist Stille. Viel ist vom Nichts die Rede. Vom Nichts, das Alles hätte sein können. Immer hofft H. auf ein *Another Go*, einen Neuanfang. Ein Arbeitsegoist, flieht er vor der Familie. Aber die Erfüllung bleibt aus. Stattdessen muss er bereits jetzt das Fazit seines Lebens ziehen. Das Nichts holt ihn ein – im letzten Satz. Und der Titel *Der Fliegenpalast?* Auch er ist Ausdruck für ein Nichts ...

Der zurückgezogen lebende österreichische Autor Walter Kappacher erspürt den Nerv der jeweils neuen Zeit; der von 1924 und der von heute. Sein Buch, für das er den Georg-Büchner-Preis 2009 erhält, ist allen Literaturinteressierten zu empfehlen. Ein doppelter Gewinn ist es für die, die Hofmannsthals Leben und Werk kennen.

Maja Rehbein

## Annäherungen an die türkische Seele

ZÜLFÜ LIVANELI: **Glückseligkeit**, Klett-Cotta, Stuttgart 2008, 313 Seiten, 22,90 EUR.

ORHAN PAMUK: **Das Museum der Unschuld**, Hanser, München 2008, 576 Seiten, 24,90 EUR.

MURATHAN MUNGAN: **Tschador**, Blumenbar Verlag, München 2008, 128 Seiten, 15,90 EUR.

Zur Buchmesse 2008 war die Türkei als Gastland geladen. Aus der Fülle der übersetzten (belletristischen) Literatur gebe ich hier einige wenige Lese-Empfehlungen. (Die Neuausgabe der Gedichte Nâzim Hikmets habe ich in dieser Zeitschrift bereits vorgestellt, 4/2009.) Die Beispiele geben annäherungsweise Einblick in die türkische Seele – im Bewusstsein allerdings, dass es in dem Vielvölker- und Vielschichten-Staat (mit unterschiedlichen Entwicklungszuständen) »die« türkische Seele nicht geben kann. *Zülfü Livaneli*, geboren 1946 in Konya-Ilgın, ist heute in der Türkei als Sänger, Filmemacher, Literat eine der bekanntesten Persönlichkeiten. In den 70er Jahren hatte er das Land wegen seiner politischen Ansichten verlassen müssen, war erst 1984 zurückgekehrt und dann auch Parlamentsmitglied. In dem Roman »Glückseligkeit« führt er drei Schicksale zusammen: die 15-jährige Meryem (Maria), die ihr Onkel – ein Imam – vergewaltigt hatte; den jungen Cemal, der beschädigt aus einem Krieg zurückgekehrt ist; den Istanbuler Professor Irfan Kurudal, den die Krise in der Mitte des Lebens gepackt hat. Nicht der Täter, sondern das Opfer wird bestraft: Meryem (die den Täter nicht »verrät«) war längere Zeit in einem Keller eingesperrt, nun soll Cemal (ihr Vetter) sie nach Istanbul führen, mit dem – unausgesprochenen – Auftrag, sie zu töten. Zum Glück bringt er es nicht über sich (obgleich er das Handwerk des Tötens gründlich gelernt hat). Irgendwann befinden sich beide als »Mannschaft« auf dem Segelboot, mit dem der Professor seine Flucht aus der Bürgerlichkeit bewerkstelligt hat. »Das ganze Problem«, so die Gedanken Prof. Kurudals, »lag in dem Begriff des Selbst. Was bedeutete das ›Selbst‹, was das ›Ich‹? Selbst wenn ein Mensch zehnmal

hintereinander seinen Namen sagt, entfremdet er sich dennoch. Aber warum entfremdet er sich nicht von dem Ich-Bewusstsein, das er von der Geburt bis zum Tod in sich trägt, und warum nicht vom Makel des ›Selbst?‹

Die Erfahrung der weltoffenen Stadt Istanbul und einige weitere Erlebnisse, die Begegnung der drei Menschen leiten einen Emanzipationsprozess ein – am deutlichsten bei der jungen Frau, die schließlich in dem kleinen Ort weit fort von der Großstadt, wo sie inzwischen gelandet sind, eine Arbeit in einem kleinen Restaurant beginnt und sich von Cemal trennt. Der Professor wird als verwandelter Mensch nach Istanbul zurückkehren. Was Cemal vorhat, bleibt offen, doch hatte er sein Schlüsselerebnis bei der Begegnung mit einem Scheich, der eine andere Sicht des Islam vertritt: »Mein Sohn«, sagt der, »in dieser Zeit, in der gerade und schief, gut und schlecht, schön und hässlich nur schwer zu unterscheiden sind, befinden sich die meisten Muslime auf der Suche. Ich tadele dies nicht, doch hüte dich vor denjenigen, die den Islam zu einer Religion der Rache machen wollen: Ihnen sollst du nicht glauben. Das Wort Islam bedeutet Hingabe und der Islam ist eine Religion des Friedens ...«

Die Konstruktion der Geschichte mag man als zu holzschnittartig empfinden, aber im Einzelnen wird doch alles differenziert und unterhaltsam in einer angenehmen Sprache erzählt (Übertragung Wolfgang Riemann), die Raum für tiefere Gedanken lässt und Momente der titelgebenden Glückseligkeit.

*Orhan Pamuk*, der 1952 in Istanbul geborene Literaturnobelpreisträger, sammelt die Stücke seiner – überwiegend schmerzhaften – Erinnerungen für ein Museum. Denn das sei womöglich »eigentliches Ziel von Roman und Museum, unsere Erinnerungen so aufrichtig wie möglich zu erzählen und dadurch unser Glück in das Glück anderer zu verwandeln« (S. 365). Genau genommen ist es natürlich nicht der Romanautor, der die Museumsstücke sammelt, sondern seine Hauptfigur, der Ich-Erzähler Kemal. Und das Museum »der Unschuld« ist, genau genommen, ein Museum des Stolzes: »Mit meinem Museum will ich nicht nur dem türkischen Volk,

sondern allen Völkern der Erde beibringen, auf ihr Leben stolz zu sein ... Wenn die Dinge, wegen der wir uns schämen, in einem Museum ausgestellt sind, werden sie sogleich zu etwas, worauf man stolz sein kann.« So treibt Orhan Pamuk mit uns Lesern sein Verwirrspiel, das er noch dadurch steigert, dass er sich selber im Roman auftreten lässt: Kemal ruft gegen Ende des Romans (S. 545) den Schriftsteller an und bittet ihn, seine Geschichte so aufzuschreiben, dass sie zugleich als Museumskatalog dienen kann. Ab Seite 549 übernimmt Orhan Pamuk das Erzählen dann aus seinem Blickwinkel: »Hallo, ich bin Orhan Pamuk! ...«

Ich ist nicht gleich Ich in diesem Roman. Die Geschichte in Kürze, die 1975 beginnt: Der junge Kemal aus wohlhabendem Istanbul Hause verliebt sich in die einfache, entfernt verwandte Verkäuferin Füsün, während er sich bereits mit Sibel aus besseren Kreisen verlobt hat. Eine Zeit lang kann er beide Beziehungen nebeneinander pflegen, aber nach dem rauschenden Verlobungsfest zieht Füsün an einen unbekanntenen Ort und heiratet einen anderen; 31 Jahre soll er sie nicht wiedersehen. Sibel löst die Verlobung. Kemal beginnt Gegenstände zu sammeln, die ihn an seine große Liebe Füsün erinnern: der Grundstock zum Museum. Als er ihre Familie endlich aufgespürt hat, besucht er sie unter fadenscheinigem Vorwand immer wieder und entwendet dabei kleine Gegenstände von geringem (Geld-)Wert, versucht hartnäckig, Füsün zurückzugewinnen. Das alles wird so erzählt, dass der Leser den Eindruck bekommt, an einer Museumsführung teilzunehmen; immer wieder unvermittelt Einsprengsel, Erläuterungen, Bruchstücke aus dem Text eines Museumsführers.

Die Grundidee ist genial, die Sprache auf nüchterne Weise einfühlsam (Übertragung Gerhard Meier) – doch ist das Werk zu lang geraten. Man kann es nicht verstehen, wie jemand so lange in dieser Liebestrauer hängen bleiben kann; die um sich kreisende Selbstdarstellung der Hauptperson wirkt ermüdend, der ganze Roman ist von hüzin durchtränkt, jener spezifisch türkischen Form der Melancholie, über die Pamuk in *Istanbul* geschrieben hat. Im

Vergleich zu »Schnee« (s. DIE DREI 6/2006) ist dieser Roman viel weniger gedankenbefrachtet, nahezu pure Poesie. Trotz der Vorbehalte, ein großartiger Liebesroman, wenn auch eines der seltsamsten Bücher, das ich kenne.

Knapp und gedrängt geht es auch: das zeigt *Murathan Mungan* mit seiner Erzählung *Tschador*. Der junge Akhbar kommt nach Jahren des Exils in sein vom Krieg verwüstetes (unbenanntes) Heimatland zurück, wo inzwischen die »Soldaten des Islam« die Macht übernommen haben. Auf der vergeblichen Suche nach seiner Familie nimmt er die durch den Tschador verhüllten Frauen wahr, das von den neuen Machthabern verhängte Bilderverbot, die Willkür der Ordnungshüter. Er muss begreifen lernen, »dass das wahre Exil erst begann, wenn man glaubte, wieder in der Heimat zu sein.« Er lernt ein Verlorensein kennen, »das ihm mehr Kraft abverlangte denn je, eine Einsamkeit, wie man sie nur in der eigenen Heimat erleben kann, unter den eigenen Leuten.«

Auch ihm geht es um den Umgang mit Erinnerung. Doch die meisten Spuren erweisen sich als trügerisch. Das Erinnern wird nie zum Wiederfinden, als sei die Zeit gespalten. Auch hier gibt es seltene Momente des Glücks, aber sie sind stets vorgestellt, erträumt. »Nur Weniges gab es auf der Welt, das so glücklich machen konnte wie ein gemeinsames helles Lachen von Vater und Sohn«, empfindet er nach einem Traum. Auch hier geht es um den schwierigen Umgang mit dem Selbst: »Seine Seele trug zu schwer an seinem Leib. Was er sein *Selbst* nannte, wollte nicht mehr das Fleisch mit sich herumschleppen, das mehr und mehr zu faulen begann ...« Selbst, Glück, Erinnerung haben hier sehr viel existenziellere Bedeutung als in dem Roman von Pamuk. Schließlich schlüpft Akhbar selbst in eine Burka und geht an die Grenze zurück. »Sich zu verstecken bedeutete Sicherheit. Auch sein Inneres musste er verhüllen. In dem Bewusstsein, dass niemand so leicht in die Höhle einer verschwundenen Seele gelangte, tat er in seiner Burka die ersten Schritte ...«

Murathan Mungan wurde 1955 in Istanbul geboren, wuchs aber in Mardin, Osttürkei, auf. Seine Popularität ist ähnlich groß wie Livane-

lis, vor allem unter jungen Leuten. Er schreibt auch Songtexte, Gedichte, Theaterstücke. Seine Sprache in *Tschador* ist ruhig und schlicht, aber oft auch bildkräftig und sinnlich (Übertragung wiederum Gerhard Meier) – ich kann dieses schmale Buch mit besonderem Nachdruck empfehlen. Eine treffsichere Parabel unserer Zeit.  
*Helge Mücke*

## Im Bann der Birken

**GENNADIJ AJGI: Immer anders auf die Erde.** Aus dem Russischen von Walter Thümler, Leipziger Literaturverlag, Leipzig 2009, 174 Seiten, 19,95 EUR.

In seinen schönsten Gedichten sind es immer wieder die Birken, die Gennadij Ajgi (1934-2006) in ihren Bann zu ziehen vermögen. Es gehört zu den merkwürdigen Besonderheiten des Schaffens von Gennadij Ajgi, dass über Jahrzehnte hinweg bestimmte Bilder und Motive inspirierend wirkten. Es sind Himbeerensrücker und Felder, Blumen wie die Rose oder Phloxe, aber aber *Phänomene* wie der Schlaf oder der Schnee, die in seinen Gedichten wiederkehrend thematisiert sind. Es scheint, als versuche Ajgi in wiederholten Anstrengungen, sich dieser Dinge zu bemächtigen. Er weiß, dass Gedichte immer nur Annäherungen sind, eine Inbesitznahme nie stattfinden kann. Ajgis Gedichte sind dadurch gekennzeichnet, dass sie zwischen den begrenzten Worten immer auch genug Räume frei lassen, das nicht Aussagbare mitschwingen zu lassen. Bläst ein Wind in das Blätterwerk, geraten nicht nur unvermutete Figuren in Bewegung, es schimmern auch bislang verborgene Unterseiten auf. Die Begegnung mit Boris Pasternak hatte Anfang der 1960er Jahre dazu geführt, dass der junge Ajgi, der zum Volk der Tschuwaschen gehört, fortan in russischer Sprache schrieb.

Ajgis beste Texte verfügen über die geheimen Kräfte von Offenbarungen. Völlig neue Räume der Wahrnehmung werden dem Leser zugänglich gemacht. Weder Predigt noch Prophetie ermöglichen derartige Annäherungen an die Wirklichkeit, wie es den von Ajgi gesetzten

Wortzeichen in seinen Textteppichen gelingt. Am Beispiel des Gedichts »OHNE TITEL« aus dem Jahr 1978 lässt sich Ajgis formales Verfahren anschaulich studieren:

»und doch ist licht in der nähe:  
h i e r! ... – (die aufgehängte Wäsche / wird  
angeleuchtet ...) – // und zwischen den häu-  
s ern – der strahl / a l s w ä r e r i n e i n e r  
h o h l e n h a n d... – und: // lebendig ... – u n d  
i n j e n e r (als wär es die Welt) – // freien fülle:  
die schneeflocken.«

Als würde in den Versen laut gedacht, als würden Sätze wie unter körperlicher Anstrengung hervorgestoßen. Um diesen Umständen innerer Wahrnehmung gerecht zu werden, bedient sich Ajgi einer eigenwilligen Zeichensetzung. Da werden Begriffe in Anführungszeichen gesetzt oder aneinander gereiht, trennen Bindestriche und ergänzen in Klammern gesetzte Hinzufügungen die Darlegungen. Pausen und menschlicher Atem sind Bestandteile dieser faszinierenden Verse, die sich nicht zuletzt aus den Mythen tschuwaschischer Volksüberlieferungen speist und zugleich in einem tief empfundenen russisch-orthodoxem Glauben wurzelt. Andererseits stehen Ajgis Verse im Bann von Charles Baudelaire, den französischen Symbolisten aber auch der russischen Moderne. Der Literaturwissenschaftler Roman Jakobson hatte Ajgi seinerzeit als den bedeutendsten lebenden russischen Dichter bezeichnet. In der Sowjetunion durfte Ajgi ein Vierteljahrhundert nichts veröffentlichen, während seine Gedichte im Untergrund zirkulierten und auch im Ausland in zahlreichen Übersetzungen veröffentlicht wurden. Der internationalen Anerkennung entsprachen im eigenen Land viele wichtige Freunde, Musiker und Dichter oder Übersetzer wie der 1976 von »Unbekannten« ermordete Konstantin Bogatyrtjow, der unermüdlich auf Ajgis Texte aufmerksam gemacht hatte.

Die Tradition der Avantgarde wirkt bei Ajgi nach, wenn seine Lyrik weder kommentiert noch interpretiert – das Wortgeschaffene steht für sich. Ajgi hat bei Malewitsch gelernt, dass »es nicht darum geht, Gefühle wiederzugeben,

›die Welt abzubilden‹, es geht um die abstrahierte Verabsolutierung von Welterscheinungen durch den Menschen, den Dichter – eine Verabsolutierung in Gestalt sich bewegender Massen von Energie«. Der Weg dieser autonomen Form von Kunst, von Poesie, die niemandem verpflichtet ist, ist somit frei, und andere Räume und Zeiten inmitten unserer Existenz können aufgetan werden. Bisherige Übersetzungen von Gennadij Ajgi in das Deutsche werden im vorliegenden, zweisprachig gehaltenen Band durch neue und bislang unveröffentlichte Gedichte ergänzt.

Die genauen bibliographischen Angaben zu den russischen aber eventuell auch deutschen Erstveröffentlichungen hätte dieser ansonsten sorgfältigen Edition gut getan. Mit *SILVIAS WELT* liegt kein Gedicht von Ajgi vor, sondern eine Vorbemerkung der Übersetzerin Françoise Moran, wie der Literaturzeitschrift *Wespennest* Nr. 135/2004 zu entnehmen ist. Ajgi hat Silvia, dem Töchterchen seiner Gastgeberin in Paris, im Februar 1991 während einer halben Stunde 30 Einzeiler in ein Büchlein geschrieben und dieses somit in ein einmaliges Werk verwandelt. Der Leser dieses Gedichtbandes wird sich davon überzeugen, dass man diese Widmungsverse zu den verspieltsten Kinderversen zählen darf.

Volker Strebelt

## Steiners Wochensprüche

MARTIN BARKHOFF: **Sonnensprache und Deutungsvorschläge zur Sonnensprache.** Der Seelenkalender Rudolf Steiners erstmals ergänzt um die von ihm dazu entworfenen Ideenformen, 2 Bde., Verlag der Kooperative Dürnau, Dürnau 2009, 168 Seiten, pro Band 24 EUR.

»Eine moderne Initiationswissenschaft zu begründen, war Rudolf Steiners zentrales Anliegen.« Martin Barkhoff ist dieser Spur in den fast hundertjährigen Wochensprüchen Rudolf Steiners nachgegangen, wie schon so mancher andere, aber auf sehr eigene Weise. Er spricht von Initiationswegen, die in ihrer Aufteilung durch die Jahreszeiten zu finden sind. Er nennt die Wochensprüche »Sonnensprache«, denn

sie entsprechen der Sonnensprache im Jahreslaufs und haben ihre Entsprechung im Inneren des Menschen. Seine Seele reagiert anders auf das Frühjahr, auf den Sommer, den Herbst oder den Winter. Auch Rudolf Steiner beschreibt im Seelenkalender der Jahreszeit entsprechende Wege. Jede Jahreszeit wird aufgeteilt in dreizehn Sprüche mit einem »Krisenspruch« jeweils in der Mitte. Sie stehen sich kreuzweise gegenüber. Ein Beispiel kann das deutlich machen. Der siebte Spruch nach Ostern beginnt mit: »Mein Selbst, es drohet zu entfliehen, Vom Weltenlichte mächtig angezogen ...« Der Gegensatz im Herbst endet damit, dass die Welt ohne den Menschen »In sich den Tod nur finden könnte.«

Mit seinen beiden Büchern zur Sonnensprache trennt Martin Barkhoff Theorie und Praxis. Das kleinere Buch, im Handtaschenformat, beschränkt sich überwiegend auf die Wochensprüche und die dazugehörigen Eurythmieformen in der Ausführung des Autors. Er teilt das Jahr auf in einen Sommerweg des Wahrnehmens und einen Winterweg des Denkens, das die äußere Welt nach innen nimmt. Da steht die Welt nicht mehr gegenüber – sie findet sich im Ich wieder. Es wächst mit der wahrgenommenen Welt zusammen.

Die Beschäftigung mit dem Seelenkalender ist für Martin Barkhoff bereits eine längere Geschichte und geht zurück auf seine frühen Erwachsenenjahre, als er etwa 21 Jahre alt war. Das war 1972. Jeden morgen ging er zu Fuß durch den Berliner Volkspark zur Universität. Gehend vertiefte er sich in die Sprüche. Eines Morgens durchfuhr ihn ein innerer Blitz. »Und so etwas wie ein geistiges Foto dieses Sichbeschäftigens mit dem Seelenkalender brannte sich in mein Bewusstsein.« Damals veranstaltete Helene Reisinger an der Berliner Eurythmieschule Sonntagsmatineen zum Seelenkalender. Diese besuchte er einige Male mit seiner späteren Frau, der Eurythmistin Ruth Barkhoff-Keil. Er erlebte die alte Dame, wie sie pädagogisch vorging. Einzelne Elemente, Farben, Formen, Worte wurden weggelassen, wiederholt, um zu zeigen, was ihr Fehlen verursachte. Mit innerem Ernst verwandelte sie die Sprüche in Mantren.

Das hinterließ einen tiefen Eindruck in ihm. So schreibt er in seinem Kapitel »Arbeitsbericht«. Einer anderen Besonderheit ging er nach. Das waren fremde Schriften- und Chiffrensysteme, die er zu entziffern und zu übersetzen versuchte. Er zitiert dazu Rudolf Steiner »In diesen Schriftsystemen offenbaren sich die eigentlichen Geheimlehren. Denn dasjenige, was in den Dingen wirklich ›verborgen‹ (okkult) ist, kann weder mit den Worten der gewöhnlichen Sprache unmittelbar ausgesprochen, noch kann es mit den gewöhnlichen Schriftsystemen aufgezeichnet werden.« Sie müssen übersetzt werden .

1917 kommt es in den Vorträgen über illustrative Kunst bei Rudolf Steiner zu einer erstaunlichen Bemerkung. »Ich würde zum Beispiel sehr gern den Inhalt meiner *Philosophie der Freiheit* zeichnen. Das ließe sich ganz gut machen. Nur würde man es heute (1917) nicht lesen können. Man würde es heute nicht empfinden können, weil man heute auf das Wort dressiert ist.«

Martin Barkhoff verbindet in diesen Büchern die Wochensprüche Rudolf Steiners in Worten mit den dazugehörigen Eurythmieformen, die hier auch Tanzformen oder Ideenformen genannt werden, und präsentiert sie als gezeichnete Steinersche Philosophie: »Hier haben wir den Erstling einer gezeichneten Philosophie. Möge er so viele Nachfolger finden, wie er Vorfahren hat!« Die beiden kostbaren Bücher verstehen sich als Meditationsanleitung, als Hilfestellung beim Lesen der Formen: Die Formen erzählen lassen, denn die Zeichnungen erzählen Geschichten. »Sie sind Text, der ›gelesen‹ werden soll«, der von Entwicklung, Entstehen und sich zurückbilden erzählt. Der Leser ist vor Überraschungen nicht sicher, denn hier ist vieles Neue, noch nicht Gewusste, auch Altes und neu Belebtes zu finden, was eben so ein wacher und ständig forschender Geist zu finden vermag. Am Ende seines Kapitels »Die Welt als Wahrnehmung und Denken« wird die Schwierigkeit deutlich, über etwas zu sprechen, worüber sich nicht sprechen lässt. »Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen ...« So sind hier Geschriebenes und Geschwiegenes untrennbar miteinander verbunden.

Brigitte Espenlaub

## Wort-Welt

LÁZLÓ F. FÖLDÉNYI: **Schicksallosigkeit. Ein Imre-Kertész-Wörterbuch.** Aus dem Ungarischen von Akos Doma, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2009, 366 Seiten, 19,90 EUR.

*Ich weiß, was für ein Privileg mir zuteil geworden ist. Ich habe das wahre Antlitz dieses schrecklichen Jahrhunderts gesehen, habe ins Auge des Gorgonenhauptes geblickt.*

– Imre Kertész: *Die exilierte Sprache*

Imre Kertész hat den Totalitarismus der Nationalsozialisten und des Stalinismus überlebt. Im Verständnis und in der Praxis dieser Systeme war sein Leben, wie auch das Leben zahlloser anderer, wertlos. Nicht nur, weil er Jude war. Im totalitären Denken kommt der Begriff vom Individuum nur in Form seiner Negation vor: als funktionierendes Geschöpf des Systems. Davon handeln die Bücher von Imre Kertész. Für sein Werk hat er 2002 den Literaturnobelpreis erhalten.

### Wörterbuch

Der ungarische Übersetzer, Dramaturg, Essayist und Dozent der vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Budapest László F. Földényi hat zum 80. Geburtstag ein Buch über das Werk von Imre Kertész geschrieben. Er hat dies in Form eines Wörterbuchs getan. Földényi hat Begriffe, Wendungen und Ausdrücke aus Kertész' Prosa ausgewählt, die ihm wichtig, zentral, bedeutsam, erhellend, charakteristisch erschienen. In Artikeln, deren Umfang manchmal weniger als eine halbe Seite, selten mehr als sechs Seiten umfasst, erläutert Földényi die von ihm ausgewählten Wörter. Dabei zitiert er häufig und umfangreich, vor allem aus dem *Roman eines Schicksallosen*. Die erläuternden und interpretierenden Gedanken des Autors verweben sich dadurch mit den Gedanken und der Sprache von Kertész. Gleichwohl bleiben die Erläuterungen als solche immer kenntlich. Nicht nur formal, sondern auch hinsichtlich der in ihnen waltenden persönlichen Sichtweise. Gerade dadurch aber wird das Buch lesenswert. Dem

Autor geht es nicht darum, einen verbindlichen Verständnishorizont für Inhalt und Form der Prosa von Kertész herzustellen. Seine Auswahl fiel zum Teil auf Offensichtliches, zum Teil aber auch auf Beiläufiges. Der Leser findet Wörter, die in das Denken von Kertész hinein führen (Absurd, Bildung, Erleuchtung, Langeweile, Liebe, Selbstverleugnung), er findet Wörter zur Ästhetik (Formulierbarkeit, Grau, Literatur, Name, Schreiben, Sprache, Atonalität), zur Metaphorik (Körper, Peitsche, Schritt, Stacheldraht, Stein), zur Stilistik (Ein bisschen, Natürlich, Sozusagen) und zu geschichtlichen Bezügen (Weimar, Konzentrationslager, Goethe).

### Gedankenraum

Was geschieht, wenn man ein Wörterbuch von A bis Z durchliest, von Absurd bis Zöllner? Man gerät in die Welt der Gedanken, Erfahrungen, Empfindungen und Deutungen eines Ich. Man wird sozusagen nicht abgelenkt durch eine Geschichte, durch Anteilnahme an den Handlungen fiktiver Figuren. Andererseits erlebt man auch nicht bloße Abstraktionen, Gründe und Hintergründe. Zudem gerät man hinein in eine freie Rhythmik thematisch-motivischer Wiederholungen, denen man in feinen Variationen auf immer neue Weise begegnet. Die Gedanken werden auf diese Weise antlitzhaft. Der Leser fühlt sich im Raum des Denkens eines Menschen. Zusammenhänge, Kontraste, Widersprüche und Ähnlichkeiten verhelfen sich gegenseitig zu imaginativer Wirksamkeit. Denken als geistiger Ausdruck eines Ich wird nicht nur linear, es wird räumlich erfahrbar.

### Ich-Wirkung

Ein besonders charakteristischer Zug von Kertész' Denken, wie es auch in der Interpretation von Földényi zum Ausdruck kommt, ist dessen unausweichliche Ich-Wirkung. Sein Denken setzt nicht das Ich voraus, sondern ruft es hervor. Begriffe mit einem positiven Inhalt werden von Kertész negativ bestimmt. »Freiheit ist das, was es nicht gibt«, schreibt Kertész in seinem *Galeerentagebuch*. Földényi erläutert: »Wir sehnen uns nach ihr wie nach etwas Unerreichbarem – aber das könnten wir nicht

tun, trügen wir nicht von vornherein ihren jeder Sehnsucht und jedem Gedanken vorausgehenden Keim in uns.« Freiheit wird so bestimmt als Vorwirkliches. Folglich ist Freiheit niemals gegeben, sondern immer auf Verwirklichung angewiesen. Földényi: »(Kertész) spricht nicht oft von der Freiheit; aber die Art, wie er das Ich beständig drängt und ihm über die eigenen Grenzen hinweghilft, wie er ihm keine Ruhe lässt, ehe es nicht in einer Art tiefer Fremdheit zu sich selbst findet, das ist in meinen Augen eine Offenbarung der Freiheit.«

### *Negative Begriffe*

Ähnliches wie für den Begriff der Freiheit ließe sich für andere Begriffe zeigen, (Bildung, Humanismus, Erlöser, Gnade, Gott). Der Grund für die negative Bestimmung der Begriffe liegt darin, dass ihre positive Kraft vom nationalsozialistischen Totalitarismus negativ usurpiert wurde. Eine angemessene Verständigung über den Begriff der Freiheit ist unmöglich in einem gesellschaftlichen Zusammenhang, in welchem die Mächtigen die Interpretationshoheit über das, was mit Freiheit gemeint wäre, nicht nur für sich allein in Anspruch nehmen, sondern für alle auch exekutieren. Földényi: »Der nationalsozialistische Totalitarismus praktiziert nicht nur die Ausrottung von Menschen auf hohem Niveau, sondern auch die Entfremdung von sich selbst, die Verleugnung der eigenen Identität.«

### *Ich als Keim*

Dennoch bleibt Kertész nicht stehen, verharrt nicht in erstarrter Negation, sondern nimmt sie als Faktum auf sich, um an ihr und durch sie Identität zu ermöglichen. Földényi: »Kertész reduziert und entblößt in seinen Romanen das sogenannte »Ich« immer mehr, häutet ihm eine historische Zwiebelchale nach der anderen ab – bis schließlich, wenn schon zu erwarten steht, dass nichts mehr davon übrig ist, dieses Ich plötzlich da wieder auftaucht, wo man am wenigsten mit ihm gerechnet hätte: in dem, was über das Persönliche hinausgeht, dem, was Simone Weil das Heilige nennt. (...) Jedem Schicksal wohnt etwas inne, was unvereinbar

mit der Geschichte ist; ein unreduzierbarer, kristallener Kern, der unansprechbar ist, sich aber dennoch ständig offenbaren will.« Ich als Keim, Ich als Unverfügbares, Ich als Diskontinuität. Andererseits: sofern Identität, im Sinne einer Einheit von Ich und Leben, glückt, ist das Ich als Offenbares präsent.

### *Ich-Losigkeit*

Interessant ist nun, und das arbeitet Földényi gut heraus, dass Kertész Auschwitz und den Totalitarismus nicht als Ursache für die Ich-Losigkeit ansieht, sondern als Voraussetzung. Földényi zitiert aus Kertész' Roman *Liquidation*: »Wir leben im Zeitalter der Katastrophe, (...) jeder Mensch trägt die Katastrophe in sich, darum brauchen wir eine spezielle Lebenskunst, um fortzubestehen. Der Mensch der Katastrophe habe kein Schicksal, keine Eigenheiten, keinen Charakter. Sein schreckliches gesellschaftliches Umfeld – der Staat, die Diktatur, nenne es, wie du willst – ergreift ihn mit der Sogkraft eines schwindelerregenden Strudels, bis er den Widerstand aufgibt und das Chaos wie ein heißer Geysir in ihm ausbricht – und von da an wird das Chaos sein Zuhause, sagte Bé. Es gibt für ihn keine Rückkehr mehr zu etwas wie einer festen, unanfechtbaren Ich-Gewissheit: So ist er also im wahrsten Sinne des Wortes ein Verlorener. Dieses Ich-lose Wesen ist die Katastrophe, das wahre Böse (...), komischerweise, ohne dass es selbst böse ist, wenngleich zu jeder bösen Tat fähig.«

### *Massenschicksal – Schicksallosigkeit*

Die Anamnese der Ich-Losigkeit führt weit zurück. Sie ist, laut Kertész, ein Ergebnis der Massengesellschaft, nicht des Nationalsozialismus. Die Massengesellschaft, der Kollektivismus, geht dem Nationalsozialismus voraus. Seine Geschichte ist zugleich die Geschichte fortschreitender Ich-Losigkeit. Földényi: »Das »staatliche (...) Massenschicksal« ist für Kertész kein Produkt der als Sozialismus bezeichneten Diktatur und auch nicht des Nazismus. Diese haben vielmehr das zur Vollendung gebracht, was für die Geschichte der Moderne als Ganzes kennzeichnend ist: den Kollektivismus-Wahn.«

Dieser Gedanke, demzufolge die Tatsache, dass Auschwitz möglich war, nicht dem Wahn eines Teils der Menschheit entsprungen, sondern als menschheitliches Versagen aufzufassen ist, wird weder von Kertész, noch von Földényi in der Geschichte zurückverfolgt. Geht man den man den Andeutungen nach, so gerät man unweigerlich auf die Spur eines Denkens, das mit der Entwicklung der Naturwissenschaften einhergeht. Mithilfe dieses Denkens zaubert der Mensch aus der Natur die Maschine hervor, ohne im Gegenzug etwas zu schaffen, das, was die Maschine dem Menschen genommen hat, menschlich ausgleichen würde. So wird er selbst mechanisch: eine Funktion der von ihm geschaffenen technischen Geschöpfe. Das ist der schleichende Ich-Verlust. Er führt zur Schicksallosigkeit. Földényi: »Die Schicksallosigkeit ist keine besondere »Errungenschaft« von Auschwitz, sondern umgekehrt: Auschwitz konnte deshalb entstehen, weil die europäische Zivilisation die Schicksallosigkeit seit einiger Zeit (ein paar Jahrhunderte?) in ihre Kultur einprogrammiert hatte.«

#### *Selbstverleugnung als künstlerischer Akt*

Die Konsequenz, die Kertész daraus zieht, ist die Selbstverleugnung als künstlerischer Akt. Kertész: »Ich hatte begriffen, dass es mir hier allein in der Selbstverleugnung möglich war, schöpferisch tätig zu sein, dass in der hiesigen Welt die einzig mögliche schöpferische Leistung die Selbstverleugnung als schöpferische Leistung war.« Auch die Selbstverleugnung ist komponiert. Sie imitiert den funktionalen, Ichlosen Charakter der herrschenden Verhältnisse, diese damit zugleich negierend, um aus dieser ästhetisch geformten Selbstverleugnung, die Kertész im Schreiben realisiert, eine neue Wirklichkeit des Ich zu erschließen. Kertész: »Schicksallosigkeit als autobiographischer Roman. Das Autobiographischste in meiner Biographie ist, dass es in Schicksallosigkeit nichts Autobiographisches gibt. Autobiographisch ist, wie ich darin um der großen Wahrhaftigkeit willen alles Autobiographische weggelassen habe. Und wie aus diesem erkämpften Individualitätsmangel am Ende doch ein Sieg und der

Inbegriff des in seiner Partikularität stummen Individuums hervorgeht.«

Imre Kertész hat erkannt, dass die literarische Wiedergabe seiner persönlichen Erfahrungen im nazistischen und stalinistischen Totalitarismus einer wahrheitsgemäßen Darstellung nicht gerecht wird. Die Ich-Negation als Inbegriff des Totalitarismus muss in die Sprache selbst eingehen. Dann nur kann die Wahrheit über Auschwitz zur Anwesenheit kommen. Dazu muss die Sprache eine Perspektive wählen, aus der sie das Ich gleichsam aufgibt und den Ich-Verlust zu ihrem Selbstverständnis formt. Dieser moralisch-künstlerisch-menschlichen Lebensleistung gilt die Aufmerksamkeit des Imre-Kertész-Wörterbuches. Es ist ein Buch, das sicher vor allem die Leser der Bücher von Imre Kertész begeistern wird. Ebenso gut kann es zur Voraussetzung einer anschließenden Lektüre der Originale dienen.

Kritik? Vielleicht hätte Földényi die Bedeutung von Albert Camus, Thomas Mann, Thomas Bernhard und Paul Celan für das Werk von Kertész angemessener zeichnen können. Vielleicht hätte der eine oder andere des an tiefen und großen Gedanken reichen Buches noch gründlicher erwogen werden können. Das gilt beispielsweise für die recht kurze und, wie ich finde, unangemessene Bemerkung zu der skandalösen Formulierung vom »Glück in den Konzentrationslagern«. Vielleicht möchte man auch manche Vermischungen von Mystik und Transzendentalphilosophie genauer denken. Derlei mag ich aber nicht als Mangel bezeichnen. Das Buch von Földényi ist ein außergewöhnliches Buch über das Werk von Imre Kertész. Es ist aber auch ein Buch über die geistige und seelische Situation des gegenwärtigen Menschen. Bei all dem Schweren, das es inhaltlich bewegt, bereitet die strahlende Kraft seiner Wahrhaftigkeit dem Leser auch große Freude!

*Stefan Weishaupt*

## Idealistische Ethik

BARTHOLOMÄUS VON CARNERI: **Entwicklung und Glückseligkeit. Ethische Essays**, VDM Verlag Dr. Müller (Edition Classic, herausgegeben von Esther von Krosigk), Saarbrücken 2007, 480 Seiten, 49 EUR.

Dieses Buch ist ein Skandal. Man kauft einen teuren Reprint einer nahezu unbekanntem Sammlung von populären Abhandlungen eines heute vergessenen Autors – und erfährt nichts über seine anderen Schriften, sein Leben, seine übrigen Tätigkeiten, seinen Kontext, seine Zeitgenossen, seine literarischen und sonstigen Gesprächspartner etc. Mit anderen Worten: Das Buch enthält keine Biographie, keine Bibliographie und keine zeitgeschichtliche Einordnung der Werke Carneris in den Kontext der Philosophie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die sogenannte Herausgeberin hat nichts anderes getan, als ihren Namen auf das Titelblatt setzen zu lassen und ein nichtssagendes Vorwort zu schreiben.

Es wird überhaupt nicht klar, warum gerade dieses Buch (und nicht zum Beispiel eines seiner Hauptwerke wie *Darwinismus und Sittlichkeit* oder *Grundlegung der Ethik*) nachgedruckt wurde. Der Reprint wirkt zudem so, als wenn jemand ein schabiges Original nachlässig auf den Kopierer geschmissen und es dabei ohne Nachbearbeitung belassen hätte:<sup>1</sup> Die Seiten sind unregelmäßig ausgerichtet und unsauber; zudem ist der Text gewellt und viel zu klein: Es wurde ein verschwenderischer Rand gelassen, der auf eine weder begründete noch ausgewiesene Verkleinerung des Originals zurückzuführen ist.

Dies alles ist umso bedauerlicher und unverständlicher, da Carneri trotz materialistischer Gesinnung und darwinistischer Grundüberzeugungen zu einer idealistischen Ethik durchgestoßen ist. Das kann tatsächlich auch für unsere gegenwärtige Zeit von Bedeutung sein. Carneri bekämpft unter anderem das Missverständnis, dass Ethik ohne invariante gesellschaftliche Normen, insbesondere ohne religiöses Bekenntnis und eine von vornhe-

rein etablierte Göttlichkeit des Menschen unmöglich sei. Er setzt sich für ein strikt evolutives, aber für die geistig-seelische Eigenart des Menschen offenes Weltbild ein. Alles, was der Mensch geworden ist, ist er durch biologische Entwicklung geworden, nicht durch irgendeine unmittelbare göttliche Einwirkung. Er entwickelt sich als ganzer Organismus, von dem jedoch nicht zu allen Zeiten alles offenbar ist. Dieser Organismus hat letztlich auch das Denken hervorgebracht und damit die Möglichkeit zur selbständigen Höherentwicklung. Der für die organische Natur notwendige Kampf ums Dasein hat sich im Menschen zum Bedürfnis nach Arbeit für sich und für andere, zum Streben nach Glückseligkeit weiterentwickelt. Diese Entwicklung ist erst am Anfang, sie liegt jedoch im Menschen verankert: Tief in ihm drinnen sucht er nach anderen Menschen, möchte seinen Egoismus überwinden. Durch denkende Kultur können diese Bedürfnisse und Gefühle entfaltet, veredelt, geläutert werden. Das führt zu einem praktischen Idealismus, für welchen der Mensch kein fertiges Gott- oder Naturprodukt oder ein zum Egoismus verdammtes Tier ist, sondern ein in fortwährender Entwicklung zum Guten sich veredelndes Wesen. Dazu gehört auch, dass er Verantwortung für sich und sein soziales Umfeld übernehmen und sich um die Ermöglichung der Entwicklung anderer Menschen kümmern kann.

In den jeweils für sich verständlichen »Ethischen Essays«, die ursprünglich in der der Entwicklungslehre Darwinscher Prägung gewidmeten Zeitschrift *Kosmos* erschienen sind, entfaltet Carneri die Grundelemente seiner ethischen Weltanschauung aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten und mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Sie sind noch heute lesenswert, da sie die Vereinbarkeit des darwinistischen Entwicklungsgedankens (nicht: dessen Ursachenlehre) mit einer individualistischen Ethik aufzeigen.

Renatus Ziegler

1 Von ähnlichen Reprint-Schlampereien desselben Verlags berichten auch die *Mathematischen Semesterberichte* 2008, Band 55(1): S. 99f.

## Dionysos Areopagita

BEATE REGINA SUCHLA: **Dionysius Areopagita. Leben-Werk-Wirkung**, Freiburg-Basel-Wien 2008, 320 Seiten, 35 EUR.

Die Verfasserin ist Professorin für Philosophie an der Universität Gießen; sie arbeitet seit dreißig Jahren am Corpus Dionysiacum Areopagiticum (Vier Traktate: »Die Namen Gottes«, »Die himmlische Hierarchie«, »Die kirchliche Hierarchie«, »Die mystische Theologie« und zehn Episteln) und an der exegetischen Literatur, die seit dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert entstanden ist. Ihr kürzlich bei Herder erschienenen Buch ist eine allgemein verständliche, gleichzeitig wissenschaftlich fundierte Einführung in den Forschungsstand. Dementsprechend gliedert sich der Haupttext in die Kapitel »Das Leben«, »Das Werk und seine Verbreitung«, »Die philosophische Theologie« und »Die Wirkung«. Dem Haupttext folgt ein längerer Anhang, der neben der Bibliographie eine Reihe nützlicher Quellenhinweise und Lesehilfen enthält. Den Kern des Haupttextes bildet die vorbildlich informierende Darstellung der philosophischen Theologie des (Pseudo-) Areopagiten mit der Frage, wie sich die absolute Transzendenz Gottes mit dessen Selbstmitteilung als Offenbarung verträgt und zugleich, wie Eines und Vieles nebeneinander bestehen können. Die Traktate und Episteln des Dionysius Areopagita gehören dem großen Strom des Platonismus an; sie urständen im platonischen Dialog *Parmenides*. Die beiden ersten Positionen des Dialogs über das unerkennbare bzw.

das seiende Eine (Hen) führen zur areopagitischen Zweiheit von negativer (apophatischer) und positiver (kataphatischer) Theologie. In Werke des Dionysius Areopagita verbindet sich der bis in das sechste Jahrhundert öffentlich vertretene Neuplatonismus mit dem neutestamentlichen Christentum. In dieser Verbindung wirken die Traktate und Episteln im Mittelalter, in der Renaissancezeit bis in die Gegenwart.

Anthroposophisch muss interessieren, dass man mit den Schriften des pseudonymischen Verfassers vor einer der Quellen der Anthroposophie steht: Die Lehre von den himmlischen Hierarchien etwa verbindet das sechste mit dem zwanzigsten Jahrhundert, sie führt unmittelbar in Steiners *Geheimwissenschaft im Umriss* hinein. Der Stufenbau der realen Welt scheint auf in der Dreiheit der Hierarchien, was zugleich zum mystischen Erkenntnisweg in Reinigung, Erleuchtung und Vollendung führt. Vom Gesichtspunkt des Corpus Dionysius Areopagita ist der Aristotelismus nur eine Episode. Die Arbeit von Dr. Suchla ist hervorragend geeignet, die Entstehung der areopagitischen Tradition und ihre Bedeutung ersichtlich zu machen und zwar nicht nur in historischer Hinsicht, sondern als weiterwirkendes Thema jeder christlichen Philosophie.\*

Günter Röschert

\* In seiner Schrift *Über die mystische Theologie* hat Wilhelm Maas die zahlreichen Erwähnungen des Dionysius Areopagita im Werke Rudolf Steiners aufgelistet (Veröffentlichungen der Freien Hochschule der Christengemeinschaft, Stuttgart 1998)